

Constanze Neumann

Das Jahr ohne Sommer



ullstein 



Constanze Neumann, geboren in Leipzig, studierte Anglistik, Romanistik und Germanistik. Sie lebte mehrere Jahre in Palermo und arbeitete dort als Übersetzerin. Heute leitet sie einen Berliner Literaturverlag.

■ ■ ■

Vom Gehen und Ankommen

Wohin geht man, wenn man im Nirgendwo steht: zwischen zwei Ländern, zwischen nahen Erinnerungen und ferner Gegenwart, zwischen einem stets redenden Vater und einer schweigenden Mutter?

Das Mädchen ist sechs, als sie die DDR verlässt und mit ihrer Familie ein neues Leben im äußersten Westen Deutschlands beginnt. Warten dort die Verheißungen, auf die ihre Eltern gehofft haben? Kann der Vater sich neu erfinden, wird die Mutter ihre Krankheit, aus DDR-Gefängnissen mitgebracht, überwinden? Das Kind sehnt sich nach der Großmutter im fernen Leipzig und lernt, wie die Aachener zu reden: ein Schweben zwischen den Welten, das auch nicht zu Ende geht, als 1989 die Mauer fällt.

Intensiv, mit der Klarheit eines Wachtraums erzählt Constanze Neumann von einem Leben im Dazwischen und wie man sich auf der Suche nach Heimat zugleich finden und verlieren kann.

Constanze Neumann

Das Jahr ohne Sommer

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

ISBN 978-3-8437-3171-3

© 2024 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Autorinnenfoto: © Mathias Bothor

Umschlagmotiv: © Nachlass Sibylle Bergemann / OSTKREUZ / Courtesy Lookk

Umschlag: Huelsenberg Studio

E-Book-Konvertierung powered by *pepyrus*

Upper: upped by [@surgicalremnants](#)

Das Hörbuch Version ist verfügbar bei Hoerbuch.us

[Kleines eBook Liste](#) - Bitte [Suche](#) benutzen!

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](#).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter

nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Das Buch

Titelseite

Impressum

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17.

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27.

28

29

30

31

32

33

Epilog

Dank

Social Media

Vorablesen.de

Für Antonia

1

Als ich klein war, lebte ich in einem Land, das es nicht mehr gibt. Es war grau und vertraut. Die Stadt, die es nicht mehr gibt, war grau und vertraut: die Max-Liebermann-Straße, die wir so nicht nannten, sondern Ladenstraße, die Landsberger Straße, die Krochsiedlung und das schmutzige Wackerbad. Die Russenkaserne mit den Fenstern ohne Gardinen, still, unheimlich. Der Zoo, wo nahe dem Eingang Flamingos auf einem Bein standen und man Lose kaufen konnte. Den Hauptgewinn, einen großen Teddy, habe ich nie gezogen. Gohlis, beige-blaue Tatra-Straßenbahnen mit Plastikschalen als Sitze, die Jonny-Schehr-Straße mit dem Kindergarten, die Milchbar Pinguin, wo es Vanille- und Schokoladenmilch gab und manchmal welche mit Erdbeergeschmack. Der Schrebergarten meiner Großmutter, Fleischsalat, Knackwurst, Malzkaffee.

Als ich klein war, sagte mein Vater nicht, reiße dich zusammen. Als ich klein war, rissen meine Eltern sich zusammen, und dann rissen sie an unserem Leben, das sie nicht wollten, nicht so, nicht hier. Man konnte nicht sagen, was man dachte, und man konnte nicht fahren, wohin man wollte.

Meine Mutter war jung und schön, sie hatte langes dunkles Haar, grüne Augen und eine weiche Stimme, so weich, wie Stimmen nur in Leipzig sind. Mein Vater war groß und stark, durch sein Haar liefen silbrige Fäden, er hatte eine schwarz

gerahmte Brille und sang und lachte laut. Wenn wir mit unserem Trabant ins Erzgebirge fahren, sangen wir »Geh aus, mein Herz, und suche Freud«.

Meine Tochter weint nicht, sagte er später. Ich hasse hysterische Frauen, sagte er auch erst später.

Aber ich war schon als Kind hysterisch, ich hatte Angst vor Wasser und vor Ameisen.

Meine Tochter hat immer Angst, sagte mein Vater, woher kommt bloß diese Angst, wir haben keine Angst.

Wir wohnten in einer kleinen Wohnung, zwei Zimmer, Küche, Bad, die wir uns mit einer alten Frau teilten. In unserem Zimmer standen der Flügel meines Vaters, Bücherregale, ein Schrank und ein Schlafsofa. Es war eng, und die alte Frau, die mit uns in der Wohnung wohnte, trank. Sie roch nach Alkohol, immer, und meine Mutter wollte nicht, dass sie mir zu nahe kam. Mein Vater suchte eine größere Wohnung, er ging auf das zuständige Amt, aber sie hatten keine, er hörte sich um, doch immer waren die Wohnungen schon vergeben. Er erfuhr von einer in der Landsberger Straße, drei Zimmer, dort hatte sich jemand umgebracht, hieß es, also musste sie frei sein. Mein Vater ging wieder auf das Amt, diesmal klappte es, wir bekamen die Wohnung, konnten endlich wegziehen aus der viel zu kleinen mit der alten Frau.

In der neuen Wohnung in der Landsberger Straße wohnten Sommerlattes über uns, unten im Haus war ein Juwelierladen, dessen Besitzer aussah wie Paul Newman, neben uns wohnten Ladinskys. Herbert und Renate Ladinskys Tochter hieß Ines und spielte mit mir, obwohl sie ein paar Jahre älter war. Renate Ladinsky rauchte viel und beschwerte sich über ihren Mann, der eine schwarze Lederjacke trug, eine Honda fuhr und zu viel trank, meine Mutter hörte ihr zu und rauchte auch, sie übte Geige und machte ihr Examen, und alle sagten ihr eine Karriere als Geigerin voraus. Sie bestand ihr Examen mit der besten Note, und wenn sie spielte, tanzten ihre Finger über die Saiten.

Mein Vater bekam einen Lehrauftrag in Dresden an der Musikhochschule, und auch meine Mutter bewarb sich dort. Man wollte sie einstellen, aber es fand sich wieder keine Wohnung, wir hatten ja gerade Glück gehabt mit der in Leipzig, also blieben wir in der Landsberger Straße, und mein Vater fuhr jede Woche von

Montag bis Donnerstag nach Dresden. Der Juwelier, der aussah wie Paul Newman, lächelte, wenn er meine Mutter im Treppenhaus sah.

Meine Mutter und ich, dies ist meine erste Erinnerung, standen abends am Fenster, an dem Schneeflocken vorbeifielen, es war ganz still, drinnen und draußen, und wir schauten zusammen in das nächtliche Schneegestöber. Wir standen lange am Fenster – dann kam mein Vater aus Dresden zurück, und es war Weihnachten, Silvester. Unter uns feierte der Juwelier, neben uns stritten Ladinskys, über uns ging bei Sommerlattes der Weihnachtsbaum in Flammen auf, als um Mitternacht ein Knallkörper durch das offene Fenster fiel. Mein Vater rief die Feuerwehr.

2

Meine Eltern rissen an unserem Leben und entschieden, das Land zu verlassen, das ihre und meine Heimat war.

Einige unserer Verwandten waren nach Westdeutschland gegangen, vor dem Mauerbau, oder wie meine Oma, die Mutter meines Vaters, als Rentnerin übersiedelt. Meine Tante Helga, die Schwester meines Vaters, floh, als ich ein Jahr alt war: zusammen mit ihrem Mann, einem Arzt, der eine Zeit lang noch zu Kongressen in den Westen fahren durfte und dort die Flucht geplant hatte, mit einer Organisation in der Schweiz, die damit und mit Prostitution ihr Geld verdiente.

Meine Tante handelte eine Flucht für uns mit ihnen aus, sie schickte Freunde aus Westdeutschland zu uns, denn sie durfte nicht mehr einreisen, und diese Freunde kamen zu den Messen und überbrachten Nachrichten. Sie hatten einen Fotoapparat dabei mit Farbfilm, sie fotografierten uns und sich, es sind die einzigen Farbfotos von mir als Kleinkind. Die Erwachsenen sind in Orange, Grün und Braun gekleidet, die Freundin aus dem Westen trägt eine große Hornsonnenbrille und hat das Haar in Wellen gelegt, die Augen meiner Mutter sind grün und meine grünblau.

Meine Eltern sagten niemandem etwas von der Flucht, sie sprachen auch nicht in der Wohnung davon. Sie gingen spazieren und redeten draußen, sie liefen die

Straßen entlang und schauten über die Schulter zurück. Manchmal kamen Kuriere mit Nachrichten, dann gab es Passwörter, ich bin der Walter, sagten sie, das hat der Otto mir gesagt, musste mein Vater antworten. Manchmal hatten die Kuriere das Passwort vergessen, sie hatten es eilig, und mein Vater sagte schnell, der Otto hat mir gesagt, dass du der Walter bist.

Es wurden ein Termin und ein Ort ausgemacht, an dem wir warten sollten, bis ein Wagen auftauchte, in dessen Kofferraum wir steigen würden. Dieser Wagen sollte uns aus dem Land bringen, ein Westwagen, der die Transitstrecke nehmen konnte und eigentlich nicht kontrolliert werden durfte.

Wir fuhren wie verabredet nach Berlin zum Märchenbrunnen im Volkspark Friedrichshain. Dort standen wir Stunde um Stunde, mein Vater mit seiner Aktentasche, in der die wichtigsten Unterlagen waren und ein paar Münzen und Briefmarken, meine Mutter mit ihrem Schmuck und ihrer Geige unter dem Arm. Für mehr wäre nicht Platz in dem Kofferraum, aber immerhin hatte meine Mutter ihr Instrument dabei, während mein Vater seinen Flügel zurücklassen musste.

Wir standen sehr lange dort, und es tauchte kein Wagen auf. Irgendwann hatten wir alle Märchenfiguren angesehen, Dornröschen, Schneewittchen, den gestiefelten Kater, der aussah wie ein Hase, Rotkäppchen, dem die Strümpfe über die Knöchel gerutscht waren, und Hänsel und Gretel, die auf Enten saßen. Es war ein kalter Tag Ende November, und dass eine Frau mit einer Geige, ein Mann mit einer Aktentasche und ein kleines Kind in der Dämmerung zwei Stunden am Märchenbrunnen im Regen standen, war verdächtig. So gingen wir erst auf den Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz, ich aß Zuckerwatte und fuhr Karussell, dann mussten wir zurück nach Leipzig, zurück in die Wohnung in der Landsberger Straße, von der meine Eltern dachten, sie sähen sie nie wieder. Am nächsten Tag wurde meine Mutter Jahre alt.

Knapp drei Monate vergingen, dann war Februar, der . Februar , ein neuer Termin. Wir standen in einem Vorort von Leipzig vor einem Geschäft mit Tapeten und warteten, und endlich kamen die Männer. Sie waren nervös und hatten es eilig. Das Auto, in das wir stiegen, ein Mercedes, war größer als alle Autos, die ich kannte.

Auf einem dunklen Parkplatz irgendwo an der Autobahn hielten sie an, wir sollten umsteigen, schnell in den Kofferraum, damit uns keiner dabei zusah.

Dass es ein neues Gesetz gab, dass bei begründetem Verdacht Westautos auf der Transitstrecke durchsucht werden durften, wussten meine Eltern nicht. Sie wussten auch nicht, dass in der Werkstatt der Fluchthilfeorganisation, in der sie die Fluchtautos präparierten, jemand arbeitete, der die Termine und Namen der Flüchtenden der Stasi meldete.

Ich wusste schon mit drei Jahren, dass man das Land nicht verlassen durfte. Ich sagte es meinem Vater, der mir erklärte, dass das stimmte und wir uns deshalb im Kofferraum verstecken und ganz leise sein müssten, dann kämen wir nach Westdeutschland und zu der Oma, seiner Mutter, an die ich keine Erinnerung mehr hatte. Ich glaubte ihm und kletterte in den Kofferraum, ich lag dort zwischen meinen Eltern, es war warm, ich schlief ein.

Die Hoffnung meines Vaters erfüllte sich nicht, und obwohl ich wusste, dass wir etwas Verbotenes taten, wusste ich nicht, was uns erwartete, als das Auto an der Grenze hielt, als die Stimmen lauter wurden, als das Auto wieder anfuhr, langsam ein paar Meter weiterrollte und dann erneut bremste: erst das Bellen der Schäferhunde, ihr Hecheln und das Geräusch ihrer Pfoten über der Kofferraumklappe, die schließlich aufgerissen wurde, dann die Grenzsoldaten mit ihren Maschinenpistolen, die im Halbkreis um das Auto standen und zusahen, wie wir ausstiegen. Meine Mutter nahm mich auf den Arm und drückte mich fest an sich, mein Vater stellte sich schützend vor uns. Jemand fotografierte uns, mein Vater schaute wütend, meine Mutter ängstlich in die Kamera, dann trennten uns die Grenzsoldaten.

Mein Vater wurde fortgeführt, ich saß auf dem Schoß meiner Mutter in einem kleinen Raum. Ein junger Soldat kam und bot meiner Mutter ein Glas Milch und eine Apfelsine an, nehmen Sie, das bekommen Sie so bald nicht wieder, aber sie schüttelte stumm den Kopf. Irgendwann kam ein anderer Soldat, der mich wegbrachte.

Sie fuhren mich nach Gera, in ein Kinderheim, an das ich kaum Erinnerungen habe. Ein dunkler Schlafsaal, Stockbetten, das Gefühl von Einsamkeit.

Dass meine Eltern nicht da waren, machte mich nicht ängstlich. Ich war zornig und weinte vor Wut. Ich war wütend, weil sie mir meinen orange-weißen Spielzeugbus weggenommen und nie zurückgegeben hatten. Ich konnte mit niemandem reden, denn dass das hier böse Menschen waren, wusste ich, sie gehörten zu denen, die meine Eltern weggeführt hatten, zu denen, die uns nicht aus dem Land lassen wollten. Ich wurde in ein Doppelstockbett gesteckt, ich musste unten liegen, die Decken waren grau und knotig und dünn, und die anderen Kinder waren Feinde. Ich würde nie wieder in einem Stockbett unten liegen.

Es war Fasching, und auch die Kinder ohne Eltern sollten fröhlich sein, aber ich war nicht fröhlich, ich hatte ja Eltern und war falsch hier in diesem Heim voller Kinder ohne Eltern. Irgendwer zog mir ein Schmetterlingskostüm an, aber das half nicht. Die Frauen, die wir Tante nennen sollten, wussten nichts mit mir anzufangen, einem Kind, das bockig weinte und nichts sagte.

Meine Mutter hatte zum Abschied gesagt, dass meine Großmutter aus Leipzig kommen werde, um mich abzuholen. Ich hatte das Kostüm noch an, als meine Großeltern eintrafen, es geschah genau so, wie meine Mutter gesagt hatte, es waren nur ein paar Tage vergangen, aber ich dachte, ich wäre ewig in dem grauen Heim gewesen und hätte geweint und geschwiegen. Die Tanten waren froh, dass ich abgeholt wurde, ich war ein schwieriges Kind, da halfen auch die blonden Locken nicht.

Ich fuhr mit meinen Großeltern zu ihnen in die Krochsiedlung, Norderneyer Weg b, dort hatte schon meine Mutter als Kind gewohnt, und ich zog in ihr Zimmer. In der Wohnung roch es nach meiner Oma: Malzkaffee und Wäsche.

3

Nun wohnte ich also in der Krochsiedlung. Riesengroß kam sie mir vor, zwischen den Häuserzeilen mit drei- und viergeschossigen Gebäuden waren jeweils ein Fußweg und dann eine Rasenfläche, die bis zur nächsten Zeile reichte. Auf dem Rasen Sandkästen, Teppichstangen und ein paar hohe Bäume. Der Rost der Teppichstangen kratzte an meinen Händen, und in den schmutzigen Sandkästen spielte niemand mehr. Die Kinder liefen über den Rasen, spielten Ball und Verstecken. Die Erwachsenen, die zumeist schon lange in den Wohnungen wohnten, die beehrt und einmal modern gewesen waren, stellten Klappstühle und -liegen nach draußen und verbrachten die Sommernachmittage dort.

Die Häuser hatten hohe dunkle Holztreppe, die einmal in der Woche gebohrt werden mussten, die Dreizimmerwohnung meiner Großeltern hatte wie viele andere eine Loggia, die im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß war, aber schön aussah. Meine Oma war als Zweijährige mit ihren Eltern in die gerade neu gebaute Krochsiedlung gezogen, sie hatte immer dort gelebt, auch nach der Hochzeit mit meinem Großvater.

Ich bekam das Kinderzimmer meiner Mutter, denn in mein altes Kinderzimmer in der Landsberger Straße konnte ich nicht mehr, die Wohnung war für uns verschlossen, sie war versiegelt, und hinter dem Siegel über dem Türschloss waren meine Spielsachen, meine Kleider, unerreichbar.

Der Februar war vorbei, der . Februar war weit weg und doch immer da, an den Bäumen zwischen den Häusern wuchsen kleine hellgrüne Blätter, die Forsythien blühten gelb. Ich ging wie vor dem . Februar in den evangelischen Kindergarten in der Jonny-Schehr-Straße, in dem man Verständnis dafür hatte, dass ich manchmal wütend war und kratzte und biss. Meine Großmutter arbeitete morgens in einer Bücherei und bastelte nachmittags mit mir, ging mit mir in den Zoo oder auf den Spielplatz und, als es Frühling und dann Sommer wurde, in ihren Garten in der Laubensiedlung. Neben Blumen wuchsen dort Erdbeeren, die süß waren, wir ernteten sie im Mai und Juni, später gab es Stachelbeeren und Johannisbeeren. Meine Oma buk Zuckerkuchen und nahm ihn mit in den Garten. In dem kleinen Häuschen, in dem ein Tisch stand und Stühle und ein Gaskocher, roch es nach feuchtem Holz. Davor stand eine Regentonne, aus der wir Wasser nahmen, um zu gießen. An der Regenrinne glitzerten Spinnweben in der Sonne, die Tage wurden länger, wir aßen Zuckerkuchen und Beeren und gingen abends müde und verschwitzt zurück in die Krochsiedlung.

Mein Großvater erzählte mir jeden Tag Geschichten vom Rackedälchen. Das Rackedälchen war ein kleines Männchen, das tief im Wald wohnte und Abenteuer erlebte. Immer weiter spann er diese Geschichte, später hat er sie aufgeschrieben, ich habe das Heft nach seinem Tod gefunden. Mein Großvater war Nationalökonom, er arbeitete in einem großen Betrieb für Landwirtschaftsmaschinen und leitete dort eine Abteilung. Er trug Verantwortung, obwohl er sich häufig lustig machte über den Betrieb, über die Landwirtschaftsmaschinen, die zum Teil vollkommen nutzlos waren, über Fünfjahrespläne und Vorgaben aus sowjetischen Bruderfirmen. Er war in der Partei gewesen und wieder ausgetreten, er hatte sich bereit erklärt, mich bei sich aufzunehmen und im Sinne des Sozialismus zu erziehen, was meine Eltern offensichtlich nicht konnten und wollten, und die republikflüchtige Tochter schadete ihm. Arbeitslos konnte man nicht werden in dem kleinen grauen Land, aber die Verantwortung in der Firma nahm man ihm. Er spielte dann viel Skat, bei der Arbeit und in seiner Freizeit, und wurde wütend, wenn er verlor. Er war häufig wütend, auf meine Mutter und ihre Entscheidung, die Folgen hatte für ihn, für mich, für uns alle, er konnte das nicht verstehen, das sagte er ihr bei seinem